

Andrea Schäffer

Und bringt mir den einen

*Ein Schiff wird kommen
und das bringt mir den einen,
den ich so lieb wie keinen
und der mich glücklich macht.*

*Ein Schiff wird kommen
und meinen Traum erfüllen
und meine Sehnsucht stillen,
die Sehnsucht mancher Nacht.*

(Manos Hadjidakis)

Ein Schiff wird kommen, er sang es manchmal vor dem Spiegel, nach dem Pitralon, vor der Krawatte. Nur zwei Zeilen sang mein Großvater von dem Lied, dann ging er in den Tag.

Und bringt mir den einen. Als ob danach nichts käme. Ich fragte meine Großmutter, sie sagte: Piräus wird völlig überbewertet.

Ein Schiff wird kommen. Ja, meines, versprach ich mir. Später aber hielt ich mich nicht daran. Ich baute lieber einen Hafen, perfekt darauf abgestimmt anzulocken. Mein Repertoire umfasste alle gängigen Rollen. Ich machte artig Geräusche, ich lächelte mit den Augen, BH und Höschen trug ich immer im Set.

Aus den Schiffsbäuchen entluden sich mögliche Männer. Ich ließ sie heran, ich wollte meinen Traum vom einen an ihnen erproben. Die möglichen Männer wurden unmöglich, je mehr Land sie gewannen. Sie kamen und redeten, und forderten, und wiederholten sich. Und kamen, und redeten, und forderten, und wiederholten sich. Gefallen hieß, ihnen ein Spiegel sein, innerlich zersplittert, daher kam wohl mein ewig und siebenmal Pech. Am Ende aber hatten sie ihres mit mir.

Zu viele Männer, Jahre, Gin Gimlets. Ich kann darüber schlafen, aufwachen und sagen: Es war nichts, war was? Das war außerdem gestern, übrigens ein ganz anderes Gestern, nicht das von heute.

Auch kann ich immer noch umziehen und, wenn alles nichts hilft, heirate ich dagegen an. Notfalls. Die Braut fragt selten jemand nach ihrem Davor. Weiß reinigt porentief, blickdichte Unschuld mit abnehmbarer Schleppe. So dachte ich, dass Glückliche geht.

Jetzt habe ich ihn. Schleichend mehr. Dem üblichen Anfang wollte ich nicht trauen, ich war vorsichtig geworden mit den Schiffen. Das Hormonbarometer fiel, aber etwas, nennen wir es Liebe, fing uns tatsächlich auf. Demnach, hurra: Liebelei und unstete Liaison, es war einmal. Episodenhaftigkeit ade.

Einiges blieb noch, denn Auflösen macht Arbeit und Dreck. Lieber neu sein, nachlackieren. An mir? Fraß nie Rost! Ich bin wahnsinnig unbelastet.

Wir geben uns heil. Das klappt, manchmal nicht. Ich mache den Mund auf, verlange: Bleib, wenn wir streiten. Er sagt: Ich bin's. Ich bin nicht beim Gehen.

Präventiv strafe ich ihn für was die unmöglichen Männer taten. Schrei mich nicht an; dir geht es nur um dich; quäl nicht die Katzen. Er kann es nicht wissen, ich meine nicht ihn. Nur für den Fall, wachsam die Wiederkehr vermeiden.

Auch ihn hat mehr, als er denkt. Er ist nicht immer alleine. Und ortet Anfänge von Gewesenem, wo keine sind. Hast du die Schuldfrage also geklärt; isst du genug; dieser Freund von dir, der will noch mal was?

Meistens aber kann er mich unbekümmert lassen. Sein und tun. Er selbst kann arbeiten und frei denken, denn ich gehe ihm ohne zu zögern aus dem Kopf. Das bereitet ihm Sorge. Er sagt: So kenne ich die Liebe nicht. Ich sage: Ich bin's. So ist die Liebe mit mir.

Für was nicht von Natur aus passte, fand ich früher Regeln. Für was nie passen sollte, halfen sie nicht. Aber Regeln – dürfen, nicht dürfen, sollen, wollen, er, ich – hielten mich beschäftigt, umso mehr, wenn sie sprunghaft veränderlich waren, ungesagt und trotzdem widersprüchlich.

Nichts mehr müssen, heißt nun mein neues Glück. Zuerst, nicht mehr: umschaun, anhören, mitlächeln müssen. Dann, nicht mehr: funktionieren, schönreden, mitmachen müssen.

Nicht müssen erleichtert. Das Können aber nicht.

Mein erfüllter Traum ist mir kein sanftes Ruhekissen. Um fünf Uhr morgens wache ich auf und prüfe das Kopfpolster, drücke es flach, schüttele es auf. Keine Dornen unter den Daunen, dazwischen viel Luft. Ich bleibe ruhelos und forsche. Auf einmal scheinen sie mir da draußen. Die möglichen Männer. Sie sind rar und scheu. Nur einem liebesgeschulten Auge laufen sie vor die Linse. Ich passe gar nicht zu ihnen. Aber ich könnte mich für sie verändern, neu sein, nachlackieren. Wer sagt, dass es nicht noch den einen besseren gibt? Jetzt habe ich ihn, das erscheint mir plötzlich wie eine Bürde. Ich denke: Von haben keine Rede. Und: Jetzt ist auch nur im Moment.

Ich will auf die Jagd, also flüchten. Die möglichen Männer, ich will mich mit ihnen betrügen. Ablenken von einer bislang ungekannten Nebenwirkung. Jetzt habe ich ihn, und das habe ich nun davon. Die Verantwortung nämlich. Für mich, für mein eigenes Selbst. Sie ist eine Bulldogge an einer reißfesten Flexi-Leine. Langmütig, weil untrennbar mit mir verbunden, streunte sie außer Sichtweite herum. Manchmal hörte ich ein fernes Bellen, in stillen Momenten ein Winseln, ich dachte schon, ich hätte sie abgegeben. Ich fürchte mich vor Hunden, umso mehr vor den großen. Ihre Kraft und Lebendigkeit machen mir Angst. Jetzt habe ich ihn, und das schützt mich nicht. Im Gegenteil, es lädt die Bulldogge Verantwortung ein, denn endlich ist Platz für sie im Haus. Mein Selbstsein betätigt den Rückholmechanismus an der Flexi-Leine. Die Bulldogge schnellt zurück und drückt auf mich mit ihrem vollen Gewicht. Himmel, ist das Biest gewachsen in all den nachlässigen Jahren.

Ich freunde mich langsam mit ihr an. Es ist schon okay, vielleicht sogar schön. Auf dem richtigen Schiff sind Hunde erlaubt.

Andrea Schäffer: Und bringt mir den einen, in der Anthologie „Holzhäuser Heckethaler – Die besten Geschichten 2004-2005“, Prolibris Verlag. Wettbewerbsbeitrag zum Thema „Träume“ 2005.